



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gräf, Hans Gerhard: In Molmerschwende und Schielo : ein Reiseabenteuer

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## In Molmerschwende und Schielo

Ein Reiseabenteuer von Hans Gerhard Gräf



Is Reineke Fuchs, der windige Gefelle, bei Hofe sein Märchen log von König Emmerichs Schätze, der zwischen Hüsterlo und Krefelborn vergraben sei, da sagte zweifelnd zu ihm Nobel, der König:

Ich habe Wohl von Nachen gehört, wie auch von Lübeck und Köllen Und von Paris; doch Hüsterlo hört ich im Leben nicht einmal Nennen, ebensowenig als Krefelborn —

Und so könnte ich es dem freundlichen Leser wahrlich nicht verdenken, wenn er verwundert fragte: Molmerschwende und Schielo? wo liegen die seltsamen Orte? Vielleicht aber erinnert sich nun doch ein oder der andre Literaturfreund, vor Jahren auf der Schulbank den Namen Molmerschwende schon gehört zu haben als den Geburtsort des Dichters Gottfried August Bürger. Wie dem auch sei, Molmerschwende und Schielo sind zwei benachbarte weltabgelegne Dörschen im Harz, und von ihnen soll hier die Rede sein, nicht nach Art des Reineke Fuchs in Märchen und Lügen, sondern in schlichtem, wahrheitgetreuem Bericht. Möchte es mir gelingen, das zarte Abenteuer, das mir daselbst begegnet ist, nach mehr als zwanzig Jahren aus den Tiefen der Erinnerung noch mit seinem ganzen Zauber heraufzubeschwören. Zum Glück bin ich in der Lage, meinem Gedächtnis durch gleichzeitige treue Aufzeichnungen nachzuhelfen.

### 1

Es war im Sommer des Jahres 1888. Das Gleimhaus zu Halberstadt hatte ich mir als geeignetsten Ausgangspunkt meiner ersten Harzreise erwählt, auf der ich, neben dem Verfolg naturwissenschaftlicher und landschaftlicher Interessen, auch einen ganzen Rosenkranz literaturgeschichtlicher Erinnerungen abbeten wollte. Das nahm denn im „Tempel der Freundschaft“ des guten Kanonikus Gleim hinter dem Dom zu Halberstadt seinen glücklichen Anfang. Was hat der liebenswürdige Alte da auf kleinem Raum für eine Menge interessanter Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen zusammengebracht! Ich sah auch Gleims reiche Handschriften- und Bücherammlung und ergötzte mich an der grotesken Form seines nach eignen Angaben gebauten Schreib- und Arbeitstuhles, den ich mir als werthes Stück meiner Kuriositätenammlung eilig abzeichnete. Über den Regenstein und die Teufelsmauer bei Blankenburg, über Roßtrappe und Herzentanzplatz bei Thale — allbekannten und berühmten Orten, aber dem nach Stille und Waldeinsamkeit verlangenden durch den sich widerwärtig breitmachenden Fremdenbetrieb unseidlich — wanderte ich ostwärts nach der in entzückender Abgeschlossenheit gelegnen Ruine Lauenburg. Da fand ich in Fülle das Gesuchte: tiefe Ruhe, Weltteinsamkeit und Waldeßfrieden. In der Mittagschwüle des klaren Sommertags waren die Stimmen der kleinen Waldbögel verstummt; hingestreckt im Schatten weitlästiger Buchen; den Blick gerichtet auf eine wundervolle Wirnis blühender wilder Rosen, die das graue Burggemäuer liebevoll umrankte, verlebte ich eine jener vollkommenen, goldnen Ruhestunden, wie sie dem Kulturmenschen so selten gegönnt sind. Warum so selten? darum, weil es

ihm zu selten gelingt, bloß Mensch zu sein, vergessend die Last der Überlieferung, die Bürde der Kultur. „Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergeessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Vergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht.“ So schiens mir zu tönen und herabzusingen, vielstimmig, aus der goldiggrünen Dämmerung über mir; und harmonisch klang es aus meinem Innern zurück, wiederum mit den wunderbaren Worten des naturfrommen Hölberlin: „Eines zu sein mit allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, . . . und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.“ Ich öffne die träumenden Augen und richte sie auf den Waldboden — da ist sie schon wieder, die Kultur! da liegt ausgebreitet die Landkarte, neben Meyers Reisebuch über den Harz. Die Ellbogen auf die Erde gestemmt, den Kopf auf beide Fäuste gestützt, beginne ich mit den Blicken das verschlungne Netz der tausend Wege und Stege zu befahren, das da über Täler und Höhen, zwischen Städten, Dörfern, Weilern und einsamen Forsthäusern ausgebreitet säuberlich gezeichnet ist. Welche Fülle sagenhafter, weltgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Erinnerungen weckt ein Blick auf die Karte des Harzgebirges: von Quedlinburg, Ballenstedt und Gernrode im äußersten Osten bis hinüber nach dem steingrauen, turmreichen Goslar, nach dem alten Seuson (jetzt Seesen) und Wandersheim im äußersten Westen; und wieder herüber, südostwärts, über die Bergstädte Wildemann, Zellerfeld und Klauenthal bis herunter nach Walkenried, Isfeld und Stolberg!

Wohl keines unsrer deutschen Gebirge ruft auch so viele Namen der Literaturgeschichte wach wie der Harz. Gleims „Hüttchen“ in Halberstadt haben wir schon besucht; ganz nahe südwestlich davon liegt das Dörfchen Langenstein, bei dem wir der schönen Frau Marquise Brancioni gedenken und ihres Verkehrs mit Lavater und Goethe; in Quedlinburg, einer der allerältesten Städte Deutschlands, stehen die Geburtshäuser Klopstocks, des Geographen Karl Ritter und des Turnvaters Guts Muths; Ballenstedt ist die Heimat des trefflichen Johann Arnd, des Verfassers der Bücher „Von wahren Christentum“, südlich von Ballenstedt, in dem weltverlassenen Dörfchen Molmerschwende ist Gottfried August Bürger geboren, das liebliche Stolberg ist die Heimat Johann Gottfried Schnabels und seines einst vielgelesenen Romans „Die Insel Felsenburg“, auch Schönborn, der Freund Klopstocks und Goethes, stammt aus Stolberg. Und so tauchen vor dem rückgewandten Blick immer neue Gestalten und Charakterköpfe auf, bis uns in Wandersheim aus tausendjähriger Tiefe der Zeiten auch der ehrwürdige Schatten Grubswinthas, der dichtenden Benediktinernonne, entgegentritt.

Wie aber der hohe Scheitel des Brockens, „den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker“, alle Höhen ringsum überragt, so hebt eine Dichtergestalt, wenn wir an den Harz denken, sich über alle hoch empor, das ist — nicht Heinrich Heine, der uns in seiner beliebten „Harzreise“ zwar mit recht amüsanten Witzgen unterhält, zugleich aber das von ihm Geschaute: Berge und Täler, Wälder und Ortschaften, Gewässer und Felsen mit einem so dichten Gespinnst von Reflexion und subjektiven Gefühlsfäden überzieht und zudeckt, daß wir vom Wesen des Harzes in Wirklichkeit nichts gewahr werden. Mit Recht sagt daher auch der beste Schilderer dieses Gebirges, Hans Hoffmann, in seinem trefflichen Büchlein „Harzwanderungen“ von Heines Reisebeschreibung: „Über den Harz bringt sie eigentlich gar nichts als klingende Neben, die ebenfogat auf jedes andre Gebirge der Welt oder wenigstens Deutschlands passen.“ Der Eine, alle Gestalten überragende heißt Goethe; er ist es, der uns in seinen Gedichten „Harzreise im Winter“ und „Die erste Walpurgis-

nacht", in seinen Briefen an Charlotte von Stein und in den Walpurgisnachtszenen des „Faust“ die wahre Natur des Harzes ausschleift, dank seinem ruhigen, reinen, ernststen, liebevollen Blicke in das Herz der Dinge.

Solcherlei Gedanken hing ich nach in jener Ruhestunde an den Trümmern der Lauenburg. Und wieder senkte sich der Blick auf die Landkarte, die fernern Wege meiner Wanderung zu erkunden. Da gewahrte ich nahe dem östlichen Rande des Papiers einen kleinen rötlich-schwarzen Fleck, genau auf der Stelle, wo das Dörtchen Molmerschwende eingezeichnet ist; ich blickte näher hin und erkannte, daß es eine *coccinella septempunctata* war, ein Marienkäferchen, für das man im Braunschweigischen die allerliebste Bezeichnung hat: „dem Herrgott sein Dütjes“. Jetzt regte es seine sechs Beinchen und marschierte munter, immer hübsch auf der eingezeichneten Landstraße nach Westen, von Molmerschwende nach dem Dorfe Schielo, allwo es abermals Halt machte und sitzen blieb. Ei der Tausend! sagte ich zu mir, gerade Molmerschwende ist ja auch mein nächstes Reiseziel, und dann weiter über Schielo, Neudorf und die Josephshöhe nach Stolberg! Du liebes Tierchen sollst mir ein gutes Vorzeichen sein, und fürwahr, neugierig bin ich, was ich wohl in der Heimat Bürgers Merkwürdiges erleben soll. Behutsam strich ich mit dem Finger das Käferlein von dem Papier herunter, faltete die Karte zusammen und machte mich auf den Weg zum Selletal.

In der überaus lieblich und friedevoll gelegenen Sellemühle — sie war dazumal leider überfüllt von Sommerfrischlern, die an einem schreckhaften Singparoxysmus litten — hatte ich mit mäßigem Genuß und für teures Geld die Nacht verbracht, auf einem Kanapee ruhend, gegen das Leberecht Hühnchens Berg- und-Talsöfa ein schwellender Divan gewesen sein muß. Obendrein hatte sich besagtes Kanapee als eine sehr belebte Gegend erwiesen. Aber wie schnell schwindet die Erinnerung an solche misswendige dem rüstigen Wanderer, wenn er, dem Orte des Unheils den Rücken kehrend, hinauszieht in die Pracht eines tafrischen Sommermorgens! Geschieht dir schon recht, dachte ich im stillen, warum kehrst du ein in einer Mühle, die nicht bloß „Sellemühle“ heißt, sondern auch den ominösen Namen „Leimusermühle“ trägt. Und überdies: wie mancher Brave in der Welt mag diese Nacht noch ganz anders zugebracht haben. Frohgemut schritt ich fürbaß und besuchte zunächst die alte schöne Burg Falkenstein, auf der vor siebenhundert Jahren der ehrenfeste Ritter Eike von Repgow den „Sachsenspiegel“ schrieb, das älteste deutsche Rechtsbuch in niederländischer Mundart. Dann wandte ich mich südwärts und gelangte über das Dorf Pansfelde, den Schauplatz von Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, nach dem Geburtsort des Dichters. Das Dörtchen Molmerschwende (die Form Molmerswende ist, obgleich amtlich eingeführt, unrichtig) liegt auf einer walddosen Hochfläche zwischen Getreidefeldern und Kartoffeläckern; es macht, zumal auf den, der kurz vorher die hohe Anmut des Selletales genossen hat, einen recht prosaischen, musenverlassenen Eindruck. Wie es aber geschehen mag, daß uns am trübsteinsten Regentage der beste Gedanke kommt, so begegnet uns auch wohl einmal am langweiligsten Ort unvermutet das kurzweiligste interessanteste Abenteuer.

Bürgers Lieder und Balladen hatten mich zwar durch ihren empfindlichen Mangel an Geschmack und durch ihre gewollten Derbheiten von jeher heftig abgestoßen; ebenso stark aber war ihre Anziehungskraft, der hinreißende Zauber ihrer Natürlichkeit, die urwüchsige Wucht und Redegewalt. So hatte vor ihm noch keiner im Biede unsre Muttersprache gemeistert. Und also war es für mich bei einem ersten Besuche des Harzes eine Selbstverständlichkeit, im Vorübergehn auch den Horst zu begrüßen, aus dem dieser Adler aufgestiegen („Adler“ war der Spitzname Bürgers unter seinen Freunden wegen der scharfen Blicke, die er um sich zu werfen pflegte).

Neben der ärmlichen Dorfkirche steht das Pfarrhaus — das ist das bescheidne, dürftige Nest, worin der Adler das Licht der Sonne erblickt und seine Kindheit

verlebt hat. Eine Gedenktafel verkündete damals die Tatsache nicht, erst neuerdings ist, wie ich gelesen habe, eine solche angebracht worden; auch hat man im Jahre 1903 dem Dichter auf einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes ein Denkmal errichtet: ein Bronzereliefbildnis, in einen mächtigen Finglingsblock eingelassen, darunter die Worte: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann.“ Ich fragte einen flachshaarigen Jungen am Baum, ob wohl noch Verwandte des Dichters Bürger im Pfarrhause oder sonst in Molmerschwende lebten; schweigend deutete er mit der Hand auf ein abseits gelegnes Häuschen. Als ich mich diesem näherte, vernahm ich zu meinem Erstaunen aus einem Schuppen, dessen Tür halb geöffnet war, ein seltsames Gemurmel, das sich bald zu einer Art von rhythmischem Halbgesang erhob; immer neugieriger gemacht, trat ich dicht hinter die Tür und lauschte. Deutlich verstand ich die nun folgenden, mit komischem Pathos laut herausgesungenen Worte:

„Ei, zupfte sich Herr Erdenkloß	So gut wie Er, denk ich zur Ruh
Doch nur an eigner Nase!	Noch Plaz hier zu gewinnen.“ —
Denn was man ist, das ist man bloß	Der Vater hielt die Ohren zu
Von seinem Apfelkraxe.	Und trollte sich von hinnen.

Der Gesang verstummte, ich hörte es rascheln und rauschen, wie wenn jemand mit Stroh hantiert; und schon hub der unbekannte Sänger von neuem an:

Drauf machte Jakob sich ans Tor:  
 „Marsch! Pade dich zum Teufel!“ —  
 „Was?“ schrie Frau Schnips ihm laut ins Ohr,  
 „Fickacker! Ich zum Teufel?“

Wahrhaftig! was hier in diesem armseligen kleinen Schuppen ein einsamer Mensch zur eignen Kurzweil sang, es war Bürgers allbekannte Ballade „Frau Schnips“; und sie wurde nicht etwa monoton gesungen, mechanisch, halbunbewußt, wie Altauswendiggelerntes, nein, mit Kraft und Wärme, zu eigenstem Behagen, das fühlte ich deutlich, dramatisch belebt und mit noch größerem Entzücken sicherlich als von jener „wohlerzognen Hofdame“, die, wie Goethe am 6. November 1830 an Zelter berichtet, das Gedicht „im galantesten Negligé“ vortrug. Und unermülich sang der sonderbare Mensch weiter, sämtliche achtundvierzig Strophen durch; die letzten Verse der angehängten „Apologie“ sprach er halblaut in einem getragenen lehrhaften Tone und schloß:

Ihr, die ihr, aus erlogner Pflicht,  
 Begnadigt und verdammet,  
 Die Liebe sagt: Verdammet nicht,  
 Daß man nicht euch verdammet!

Von neuem raschelte und rauschte es, aber der Sänger blieb stumm. Ich war sehr begierig auf seinen Anblick und trat hervor in die Tür des Schuppens: da stand ein altes, hageres, kahlköpfiges, barhäuptiges Männchen, das Kinn und den zahnlosen Mund umstarrt von einem Wald grauer Stoppeln, mit kleinen, scharfblickenden Augen und einer edelgebognen Nase; die ganze Physiognomie rief mir sofort Bürgers Spitznamen ins Gedächtnis, der Kopf dieses Greises hatte etwas auffallend Adlerhaftes.

Guten Tag, sagte ich, näher hereintretend, Sie sind wohl ein großer Freund von Bürgers Balladen? — Ja ja, der Gottfried August Bürger, der hats schon verstanden, erwiderte er, munter lachend, und fuhr eifrig in seiner Arbeit fort, indem er Stroh vom Boden aufrastte und ein Seil wand, wie man es zum Zusammenbinden der Garben benützt. Ich setzte mich auf einen Holzblock, der seitwärts in einer Ecke stand, und sah dem Alten bei seiner Arbeit zu. Auf meine Frage, ob er etwa gar ein Verwandter des Dichters Bürger sei, erzählte er mir: er heiße Karl Bürger und sei ein Urentel von Tobias Bürger in Pansfelde, der ein Bruder

gewesen sei von des Dichters Großvater Johann Heinrich Bürger auf Wilhelmshof. Jetzt seien schlechte Zeiten, fuhr er fort, der alte Kaiser Wilhelm sei tot, und der Kaiser Friedrich sei nun auch tot, und man wisse gar nicht, wie es noch werden würde; am 30. Januar sei er sechsundachtzig Jahre alt geworden, ja ja, der Mensch müsse sich sein Leben lang plagen. Dann, ein fertiges Strohseil in der Hand haltend, richtete er sich auf und begann ein Schlachtlied zu singen, etwas konfus, aber im Rhythmus vortrefflich. Als er geendet hatte, sagte ich: Das ist aber nicht von Bürger. — Ja ja, von Bürger ist es schon, von Karl Bürger; wissen Sie, ich habe dazumal, Anno 1870, einen ganzen Haufen Gedichte gemacht. — Haben Sie die denn nicht drucken lassen? — Ne ne, wissen Sie, das ist zu umständlich, antwortete er und geriet in ein unverständliches Gemurmel und seltsames Gelächter hinein, aus dem mir immer klarer wurde, daß der Geist dieses guten Alten nicht mehr ganz heil in seinen Augen stand. Auf ein paar landwirtschaftliche Fragen, die ich noch an ihn richtete, antwortete er nur zerstreut und unwirlich, ich mochte ihm plötzlich Verdacht einflößen; er warf mir einen schiefen, mißtrauischen Blick zu und erwiderte meinen Abschiedsgruß nur mit stummem Nicken.

Dieser seltsamen Begegnung nachsinnend, suchte ich die Dorfschenke von Molmerschwende auf, um während der Schwüle des heißen Sommermittags von meiner Morgenwanderung auszuruhen und mich mit Speise und Trank zu erquicken. Ahnungslos ging ich einer zweiten, vielleicht noch seltsamern Begegnung entgegen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. Dezember 1909

(Die Reden des Reichskanzlers. Die Etatsdebatte. Der konservative Parteitag.)

Die Etatsdebatte im Reichstage hat begonnen, und damit ist auch die Sehnsucht der politischen Kreise nach der ersten Reichstagsrede des neuen Reichskanzlers gestillt worden. Herr von Bethmann Hollweg hat aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die Schwierigkeiten und Fallstricke der gegenwärtigen Lage durchaus erkannt hat und sich darum von programmatischen Erklärungen nichts verspricht. Was der Reichskanzler schon durch die Rücktheit und Geschäftsmäßigkeit der Thronrede andeuten wollte, das spiegelt sich auch in seiner ersten knappen Ansprache an den Reichstag wider. Die heutige Reichsregierung kann sich keine feststehende Mehrheit auf Grund irgendeines Prinzips bilden; sie kann dem Reichstage nur ein Besum gesetzgeberischer Arbeit vorlegen, das bewältigt werden muß ohne jede Rücksicht auf Parteigrundsätze. Und dieser Zwang zur Arbeit muß schließlich die auf dem Boden der Staatsordnung stehenden Parteien zusammenführen, weil, wie der Reichskanzler mit vollem Recht hervorhob, es nicht angeht, alles auf die Formel: Reaktion und Radikalismus zu bringen. Wenn jede Partei, statt sich in zwei Heerlager zu teilen, ihren Traditionen und Zielen folgt, so wird sich daraus trotz allen bestehenden Schwierigkeiten die Möglichkeit des Regierens ergeben. So ungefähr der Sinn der Ausführungen des Reichskanzlers.

Es ist merkwürdig, wie absonderlich die Rede an vielen Stellen aufgefaßt worden ist. Man sieht daraus, daß die politischen Kreise noch von hochgradiger Nervosität beherrscht sind. So sind die Worte des Kanzlers als Zeugnis einer gewissen Verlegenheit und Hilflosigkeit gegenüber der Lage gedeutet worden. Wir glauben, mit Unrecht. Wenn der verantwortliche Staatsmann dem Parlament erklärt, daß er ihm genug praktische Arbeit vorzulegen habe, für deren einzelne